

Kurt Mueller-Vollmer

Mutter Sanskrit und die Nacktheit der Südseesprachen: Das Begräbnis von Humboldts Sprachwissenschaft

Für Ernst Behler

„Das alte indische Sanskrit . . . hat die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen sowie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Ähnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern erstreckt sich bis auf die innerste Struktur und Grammatik. Die Übereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären ließe, sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet.“
Friedrich Schlegel, *Über Sprache und Weisheit der Inder* (1808).

„und da der in der Welt sich offenbarende Geist durch keine gegebene Menge von Ansichten erschöpfend erkannt werden kann, sondern jene neue immer etwas Neues entdeckt, so wäre es vielmehr gut, die verschiedenen Sprachen so sehr zu vervielfältigen, als es immer die Zahl der den Erdboden bewohnenden Menschen erlaubt.“

„Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden.“

Wilhelm von Humboldt, *Latium und Hellas* (1806), *Ueber das vergleichende Sprachstudium* (1820).

I.

Bestens bestellt scheint es im gegenwärtigen Trend der Sprachdenkkonjunktur um Werk und Reputation des älteren der beiden Dioskuren, wie Goethe die beiden Humboldt-Brüder einmal genannt hat. Stehen wir doch inmitten einer florierenden Resurrektion des Humboldtschen Sprachdenkens, wo die Vorstellungen Humboldts eines sprachbezogenen Denkens und Weltverständnisses von anthropologischer, linguistischer, semiotischer und philosophischer Warte her mannigfach und vielseitig zur Diskussion gestellt und kürzlich gar mit dem nostalgischen Postulat herr-

schaftsfreier gesellschaftlicher Kommunikation in Verbindung gestellt wurden.¹ Da ist es angebracht, an ein für die deutsche Kultur- und Wissenschaftsgeschichte ebenso aufschlußreiches wie folgeschweres Ereignis zu erinnern: Das Begräbnis von Humboldts Sprachwissenschaft. Das wirkliche und tatsächliche, versteht sich, denn bei dem offiziellen Leichenbegängnis des „berühmten Erblassers“² wurde von den Paladinen der deutschen Indogermanistik ein goldbeschrifteter, doch leerer Sarg mit pompöser Gestik feierlich in das Mausoleum der Geschichte überführt. Das wirkliche Begräbnis von Humboldts Sprachwissenschaft aber spielte sich in den Jahrzehnten nach Humboldts Tod 1835 unter Ausschluß der Öffentlichkeit ab und blieb außerhalb des sanktionierten Blickwinkels der akademischen Historiographie. In den respektableren Darstellungen der Geschichte der modernen Linguistik jedoch fungiert Humboldt als einer der Gründerväter dieser Wissenschaft. Dies, trotz der bei näherem Hinsehen oder Nachlesens sich erhebenden Ungewißheit, welchen genauen Beitrag der Gründervater Humboldt denn bei der Etablierung dieser Wissenschaft eigentlich geleistet hat und welche seiner Theorien und linguistischen Erkenntnisse in ihr tatsächlich Eingang gefunden haben.³ Die Bezugnahme auf Humboldt gehört zu jener zeremoniellen Gestik, deren unsere Historiographen sich nicht entraten zu können glauben. Hinter dem hagiographischen Topos der Ehrfurchtbezeugung verbirgt sich freilich ein ganz anderer, der gängigen Meinung widersprechender, Tatbestand. Der Ethnologe und Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal, einer der wenigen ernst zu nehmenden Humboldt-Interpreten im 19. Jahrhundert, kennzeichnete diesen Tatbestand wie folgt:

¹ Jürgen Habermas, *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt a. M. 1988, S. 200 ff. – Über die gegenwärtige Diskussion zu Humboldts Sprachphilosophie unterrichten neben Scharf (Nr. 3) Klaus Welke (Hg.), *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts*, Berlin (Ost) 1986; Rudolf Hoberg (Hg.), *Sprache und Bildung. Beiträge zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts*, Darmstadt 1987; Jürgen Trabant, *Apelotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild*. München 1986; ders., *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a. M. 1990; Tilman Borsche, *Wilhelm von Humboldt*, München 1990.

² Index Librorum Manuscriptorum Bibliothecae Regis Berlinensis für 1837–38, Eintragung unter dem 26. Januar 1837.

³ Eine pointierte Kritik der Humboldt-Rezeption durch die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert gibt Hans-Werner Scharf in der Einleitung des von ihm edierten Bandes: *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposium zum 150. Todestag*, Düsseldorf, 28.–30. 6. 1985, Essen 1989, S. 7–24.

Humboldt hat als Sprachforscher auf keinen seiner älteren oder jüngeren Zeitgenossen in spezifischer Weise . . . eingewirkt. Er hat wohl von den Schlegels, den Grimms, den Bopps gelernt, sie aber von ihm durchaus nicht.⁴

Steinthal's bitterem Urteil ist heute kaum etwas hinzuzufügen, wenn auch, wie das Beispiel Bopp uns lehrt, einzelne Sprachforscher in wichtigen Details ihrer Arbeit von Humboldts anteilnehmender Kritik oft erheblich profitieren konnten.⁵ Die Humboldt'sche Sprachwissenschaft hatte im Verlauf ihrer unterschiedlichen Formierungsphasen schubweise Informationen und Erkenntnisse der sich von den enzyklopädisch-klassifikatorischen Bestrebungen der aufklärerischen Sprachforschung bis hin zur feingesponnenen Methodik der vergleichenden historischen indo-europäischen „Sprachkunde“ fortentwickelnden Sprachwissenschaft in sich aufgenommen und verarbeitet. Humboldts Tod bedeutete nicht nur den endgültigen Abbruch dieser informatorischen Einbahnstraße, sondern rückte seine eigene Sprachwissenschaft nun auch de facto aus dem Blickfeld seiner Zeit- und Zunftgenossen. Zwar hat es zu Lebzeiten Humboldts ein Einwirken auf bestimmte Teilbereiche der (meist ausländischen) Sprachwissenschaft durchaus gegeben. So im Falle John Pickerings, eines der Begründer der Linguistik in den Vereinigten Staaten. Doch geschah dies nur sporadisch und auf dem Wege des persönlichen Austauschs und Kontakts und führte keineswegs zur Übernahme von humboldtschen Prinzipien oder Partizipation an Humboldts sprachwissenschaftlichem Projekt selbst. Lediglich seine auf französisch geschriebene und in Paris 1828 veröffentlichte Abhandlung über die chinesische Sprache, die *Lettre à M. Abel-Rémusat*, übte eine instantane Wirkung auf die Entfaltung der Orientalistik aus. Das Erscheinen dieser Schrift wurde 1827 von Alexander Johnston, dem Vorsitzenden der Royal Asiatic Society in London als eines „der herausragendsten Ereignisse in der Geschichte der Erforschung der Sprache

⁴ Zitiert bei A. F. Pott (Nr. 34 unten), XXXf. nach einem von Steinthal im November 1856 in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung veröffentlichten Aufsatz „Zur Sprachphilosophie“.

⁵ In dem in der Biblioteka Jagiellonska in Krakau erhaltenen Teil des Humboldt'schen Nachlasses befinden sich neben den Briefen an Bopp und zahlreichen bisher unbekannten Erwidierungsschreiben auch Humboldts Aufzeichnungen mit seinen kritischen Einwendungen und konkreten Änderungsvorschlägen zu den Arbeiten Bopps.

Asiens“ begrüßt.⁶ Humboldts baskische Studien, von den Hauptvertretern der Linguistik in Deutschland weitgehend ignoriert, fanden in Spanien nicht nur unter Linguisten, es sei hier nur der Name Unamuno angeführt, eine wenn auch verspätete Anerkennung.

Im Ganzen gesehen ist die Rezeption von Humboldts Sprachwissenschaft, was ihren paradigmatischen Charakter wie die Immensität ihrer empirischen Spannweite angeht, nichts als die Geschichte ihrer effektiven Unwirksamkeit. Innerhalb der dominanten Richtung der Sprachwissenschaft blieb sie so gut wie bedeutungslos. Zwar kam es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gefolge von Steinthals Resurrektion Humboldts als originären Sprachdenkers durch seine Edition der *Sprachphilosophischen Schriften*, 1883–84⁷, zu wiederholten Aneignungsepisoden innerhalb der Linguistik, in denen jeweils ein Aspekt der Humboldtschen Sprachtheorie in ein verzerrendes Licht gestellt und einem real existierenden Projekt einverleibt wurde (Weisgerber, Chomsky). Doch blieb in diesen heterogenen und diskontinuierlichen Rezeptionsvorgängen Humboldts eigentliche Sprachwissenschaft konsequent im Hintergrund zugunsten eines rein theoretischen oder methodologischen Interesses. Nur eine einzige gelehrte Arbeit hat in jüngster Zeit sich eigens mit Humboldts empirischen Sprachforschungen beschäftigt.⁸ Doch die Autorin konnte sich dabei nur auf bisher bekannte und veröffentlichte Texte, d. h. im wesentlichen das Kawiwerk, stützen. Der Hauptteil der Humboldtschen Texte und die überwältigende Fülle an Materialien, die das Projekt seiner Sprachwissenschaft dokumentieren, sind bis heute so gut wie unbekannt geblieben: Nichts von ihnen ist bisher

⁶ Biblioteka Jagiellonska, Krakau, Konvolut Coll. ling. fol. 56, Bl. 122–124: „The philosophical manner in which you have treated the subject of the Chinese and Sanscrit languages will do more than any work which has yet been published to interest the literary characters of Europe in questions of this description and all those who are desirous of promoting the civilization and prosperity of the inhabitants of Asia ought to hail the publication of your letter to Remusat as one of the most auspicious events which has occurred in the history of the study of oriental languages“. Datiert, London, 17. August 1827.

⁷ Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt. Hrsg. u. erklärt von Heymann Steinthal. Berlin 1883–84.

⁸ Ulrike Buchholz, Das Kawi-Werk Wilhelm von Humboldt. Untersuchungen zur empirischen Sprachbeschreibung und vergleichenden Grammatologie. Münster 1986.

veröffentlicht oder untersucht worden.⁹ Dabei war nach Humboldts Tod noch durchaus ein Wissen um die Existenz wichtiger sprachwissenschaftlicher Arbeiten vorhanden, und die zeitgenössische Öffentlichkeit erwartete, daß wichtige Texte aus dem Nachlaß publiziert werden würden. So äußerten sich einige Jahre nach Humboldts Tod die Sprachwissenschaftler August Pott und Franz Bopp und wenig später auch Humboldts amerikanische Korrespondenten John Pickering und Peter S. Duponceau. Aber aus den versprochenen Veröffentlichungen, namentlich der bereits angekündigten amerikanischen Arbeiten, wurde nichts. So konnte Rudolf Haym in seiner Humboldt-Biographie 1856 lakonisch feststellen:

Auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, warten dieselben noch immer der bearbeitenden Hand des Herausgebers.¹⁰

Wie weit der Wissensschwund um die Existenz des Humboldt-schen sprachwissenschaftlichen Projekts und der zu ihr gehörigen Fülle an konkreten Arbeiten seitdem im Bewußtsein der linguistischen Öffentlichkeit fortgeschritten ist, soll ein Zitat aus einer weitverbreiteten dokumentarischen Geschichte der Sprachwissenschaft belegen, die einigen Humboldtschen Texten immerhin einen prominenten Platz einräumt. Humboldt habe, so liest man es dort in dem zugehörigen Textkommentar, „nicht eine einzige vollständige Grammatik geschrieben, weder eine baskische noch eine mexikanische, noch eine chinesische, und so hat er mit den Romantikern gemein, daß er fast nur Fragmente einer großen Konzeption hervorbringt, nicht aus Unfähigkeit, sondern weil er sich nicht die Zeit nahm, Einzelgrammatiken zu verfassen, da er auf ein höheres Ziel hinstrebte...“¹¹ Unter den weit über zwanzig ausgearbeiteten Grammatiken Humboldts, die sich erhalten haben, besticht nun gerade die hier nicht existent erklärte mexikani-

⁹ Der Verfasser arbeitet zur Zeit an der Herausgabe eines Verzeichnisses des Humboldtschen sprachwissenschaftlichen Nachlasses: Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft. Umriss und Einblicke. Eine im Original heute verschollene Arbeit Humboldts wurde 1885 von dem amerikanischen Linguisten Daniel Brinton in einer englischen Übersetzung veröffentlicht: *The Philosophic Grammar of American Languages as set forth by Wilhelm von Humboldt, with the translation of an unpublished memoir by Philosophical Society* 22. Philadelphia, 1885.

¹⁰ Rudolf Haym, Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. Neu-druck der Ausgabe 1856. Osnabrück 1965, S. 444.

¹¹ Hans Arens, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Zweite (erweiterte) Auflage, Freiburg, München 1969, S. 204.

sche Grammatik durch Ausführlichkeit und Gründlichkeit der Ausarbeitung.¹²

II.

Wie es dazu kam, daß die Humboldtsche Sprachwissenschaft unwirksam gemacht und schließlich neutralisiert in ein historisches Abseits verbannt und begraben, so gänzlich aus dem Bewußtsein der offiziellen Sprachwissenschaft und der zahlreichen Biographen Humboldts verschwinden konnte, ist ein erstaunlicher Vorgang, den es jetzt genauer zu untersuchen gilt.

Die feierlichen Nekrologe für den am 8. April 1835 in Tegel verstorbenen Wilhelm von Humboldt waren schon eine Weile verhallt, ehe die Repräsentanten der im vorhergehenden Jahrzehnt an den deutschen Universitäten gerade institutionalisierten Sprachwissenschaft sich verpflichtet fühlten, den Beitrag des Verstorbenen zu ihrer Wissenschaft einer Würdigung teilhaftig werden zu lassen. Den Anlaß bot das posthume Erscheinen von Humboldts lange angekündigtem Magnum Opus, *Die Kawisprache auf der Insel Java*, dessen erster Band 1836 publiziert wurde. Ein Jahr später wurde er von dem Indogermanisten August Pott in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* auf 44 engbedruckten Spalten breit rezensiert.¹³ Der Band enthielt neben dem *Buch 1* des Kawiwerks auch die mit dem umständlichen Titel „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und deren Einfluß auf die geistige Entwicklung des menschlichen Geschlechts“ versehene Einleitung, die, seitdem oftmals mit dem Kawiwerk verwechselt, als Humboldts sprachtheoretisches Vermächtnis gilt. Der Pottschen Rezension schloß sich 1839 nach dem Erscheinen des 3. Bandes eine Besprechung des ganzen Kawiwerks durch Franz Bopp an, die in den prestigeträchtigen Berliner *Jahrbücher(n) für wissenschaftliche*

¹² Nachlaß Buschmann, Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Berlin (W.) Coll. ling. fol. 102, 103, 107, 108.

¹³ Allgemeine Literaturzeitung auf das Jahr 1837 Nr. 60–65, Sp. 475–519. Der erste Band des Kawiwerks (Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und deren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, Berlin 1836) enthält die Einleitung und das Erste Buch (Über die Verbindung zwischen Indien und Java), dessen Drucklegung Humboldt selbst noch bis in die Details überwacht hatte. Von der Einleitung erschien gleichzeitig eine leicht gekürzte und abgeänderte separate Ausgabe ohne das Wort „Einleitung“ im Titel.

*Kritik*¹⁴ dem Publikum unterbreitet wurde. Beide Rezensionen haben das gemein, daß sie dem Humboldtschen Werk, insbesondere seinem sprachphilosophischen Teil, auf pietätvoll unverbindliche Weise profus Lob spendeten, um dann Humboldts spezifisches linguistisches Anliegen unverzüglich und ohne Umschweife in das eigene Projekt aufzulösen. In der Folge sah denn auch die sich fortentwickelnde dominante indogermanische vergleichende Sprachwissenschaft keine Veranlassung mehr, in ihren eigenen Arbeiten noch einmal auf das Humboldtsche Werk zurückzukommen. Mit den Rezensionen Potts und Bopps war die offizielle Rezeption Humboldts durch die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts so gut wie abgeschlossen. Allerdings gab es, bevor man endgültig zur Tagesordnung übergehen konnte, noch einen unerwarteten und störenden Zwischenfall, als nämlich ein gewisser J. C. E. Buschmann, Humboldts ehemaliger wissenschaftlicher Assistent und Herausgeber des Kawiwerks, seines Zeichens ohne universitäre Affiliation und bloßer Angestellter an der Königlichen Bibliothek, in einem literarischen Magazin Berlins Bopp wegen seiner Rezension des Humboldtschen Œuvre vehement attackierte. Für einen kurzen Augenblick schien es, als ob die humboldtsche Linguistik doch noch in die Kampfarena der Wissenschaften treten würde, um ihre Ansprüche gegen die dominante indogermanische Sprachkunde geltend zu machen. Daß es doch nur bei einem Zwischenfall blieb, der nichts an dem Ausgang der Geschichte änderte, soll uns nicht abhalten, diesen Zwischenfall, seine Hintergründe und Folgen näher in Augenschein zu nehmen, da er nicht nur ein bezeichnendes Licht auf die machtsoziologische Dimension des Institutionalisierungsprozesses der Sprachwissenschaft in Deutschland wirft, sondern zugleich die Umstände freilegt, die zur praktischen Neutralisierung und Kaltstellung von Humboldts Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert geführt haben.

Am Anfang stand die Boppsche Besprechung des Kawiwerks im November 1840, immerhin ein beachtliches rhetorisches Bravourstück, in der es erklärtermaßen darum ging, dem Verfasser des „großartigen Sprachwerks“, dem „großen Denker“ „den Tribut der innigsten Verehrung und Dankbarkeit darzubringen, womit uns

¹⁴ Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Berlin, Jg. 1840, Nr. 85–88, Sp. 697–741. Der 2. Band des Kawiwerks (Zweites Buch. Über die Kawi-Sprache) war 1838 und der 3. Band (Drittes und Viertes Buch. Südsee-Sprachen, als östlicher Zweig des Malayischen Sprachstammes) 1839 von Buschmann bearbeitet in Berlin erschienen.

das hinterlassene klassische Meisterwerk durchdrungen hat¹⁵. Doch ist der folgende Text nichts als die clevere und scheinbar selbstverständlich umdeutende Einverleibung des besprochenen Werks und der gesamten Humboldtschen Sprachwissenschaft in die „vergleichende Sprachkunde“ Boppscher Provenienz. Zwar wird Humboldts Entdeckung des einheitlichen „großen Sprachstamms“ des Malayischen „von der Halbinsel Malacca, Sumatra, Java, den Philippinen und den weiter abgelegenen Eiland von Madagaskar“ gebührend herausgestellt, doch schließt sich daran unmittelbar die ominöse Feststellung Bopps an, daß sich „bei allen diesen Inseln Sprachen ein Faden . . . im tiefsten Hintergrunde . . . winde, der . . . den Forscher zu dem fest gegründeten Boden des Sanskrit zurückführt“.

Damit ist das Stichwort gefallen, und bevor der Rezensent überhaupt auf das Kawiwerk eingeht, stellt er bündig fest, er habe aus einigen Bemerkungen Humboldts, „sowie aus einigen Wahrnehmungen“, „die Überzeugung gewonnen, daß der Malaysisch-Polynesisch Sprachzweig ein Abkömmling des Sanskritstammes“ sei, zu dem er „in einem töchterlichen Verhältnis“ stehe. Die Untersuchungen Humboldts zum Kawi und zu den anderen Vertretern der austronesischen Sprachgruppe werden von Bopp dann wie selbstverständlich unter die Perspektive seines atomistisch konstruktiv klassifizierenden und vergleichenden Verfahrens gestellt und vom Standpunkt der von ihm behaupteten Sanskritabhängigkeit und -abstammung der austrischen Sprachen her beurteilt.¹⁶ Kaum überraschend daher das Resultat, nämlich die Auflösung des Humboldtschen Kawi-Projekts und der ihm zugrunde liegenden Anschauung von der Selbständigkeit der Sprachen und dem Systemcharakter ihres jeweiligen „grammatischen Baus“ in eine schier unüberschaubare Vielzahl sprachlicher Einzelphänomene und ihrer angeblichen verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander und zu einer hypostasierten Ursprache. Erstaunlich ist vielmehr die Art und Weise, wie Bopp seine Ansichten von der Affiliation dieser Sprachen zu erklären versucht. Er vergleicht das Verhältnis der „malayischen“ zur Sanskritsprache mit der Affiliation

¹⁵ Jahrbücher, Jg. 1840, Nr. 85. Sp. 698.

¹⁶ Die Eigenständigkeit der von Humboldt im Kawiwerk identifizierten und von ihm als Malayisch-polynesisch bezeichneten austronesischen Sprachgruppe gilt heute in der internationalen Sprachforschung als unumstößliche Tatsache. Siehe dazu Merrit Ruhlen, A. Guide to the World's Languages, Bd. 1, Classification, Stanford, California 1987, „History of Austronesian Classification“, S. 161–169.

der romanischen Sprachen mit dem Lateinischen, wie dies bereits Friedrich Schlegel 1808 in seinem Buch *Über Sprache und Weisheit der Inder* getan hatte. Doch während für Bopp die romanischen Sprachen dem Sanskrit „schwesterlich die Hand reichen“, und „keine totale Umwälzung, keine Auflösung ihres Urbauens erfahren“ . . . sondern „das alte Conjugationsystem noch ziemlich vollständig bewahrt“ hätten, sei dies bei den malayisch-polynesischen Sprachen ganz und gar nicht der Fall. Sie sind ihm lediglich aus den „Trümmern des Sanskrit entstanden, oder sie enthalten nur Trümmer eines verfallenen Sprach-Organismus“. Für Bopp scheint es klar, daß in dem Maße, als man sich auch geographisch aus dem Bereich der sanskritischen Sprachkultur entfernte, der Grad der Fragmentierung und des Zerfalls des grammatischen „Urbauens“ zunehme, bis schließlich bei den Südseesprachen der Punkt erreicht ist, wo diese Sprachen jeder Grammatik entblößt, völlig nackt ihr Dasein fristend einhergehen. Die naiv-maßlose Selbstsicherheit und Rücksichtslosigkeit, mit der Bopp bei einer vorgeblichen Würdigung des Kawiwerks Buchstaben und Geist der Humboldtschen Sprachwissenschaft von Grund auf verwirft, enthüllt sich in programmatischen Wendungen von metaphorscher Einprägsamkeit:

Die Malayisch-Polynesischen Idiome sind aus der grammatischen Bahn, worin sich ihre Mutter Sanskrit bewegt hat, überall herausgetreten; sie haben das alte ausgezogen, und sich ein neues angelegt, oder erscheinen auf den Südsee-Inseln in völliger Nacktheit. Um aber einer Sprache, die ihre Grammatik abgelegt hat, ihr Abstammungsverhältnis nachzuweisen, kommt es einzig auf die Wortvergleichung an . . .¹⁷

Wie aber eine Sprache ihre Grammatik einfach wie ein Gewand ab- oder anlegen kann, oder wie überhaupt eine Sprache ohne Grammatik zu denken sei, ist eine Frage, die Bopp sich nicht mehr vorlegt. Die zwischen seiner und Humboldts Sprachanschauung bestehende unüberwindbare Kluft ist schon aus dem Vorwort zum ersten Band seiner 1833 erschienenen *Vergleichenden Grammatik des Sanskrit* . . . ersichtlich, ein Werk, mit dem Humboldt durchaus vertraut war und mit dessen Thesen er sich im Kawiwerk ausdrücklich auseinandergesetzt hat. Wenn es Bopp darin um eine „vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus“ der betreffenden Sprachen geht, die für ihn auf „eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze

¹⁷ Jahrbücher, Jg. 1840. Nr. 85, Sp. 699.

und des Ursprungs die die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen“ hinausläuft¹⁸, so nimmt er die Sprachen als organische mit einem inneren Lebensprinzip ausgestattete Naturkörper, die sich nach bestimmbareren Gesetzen entwickeln, um schließlich (Rousseau hat es möglich gemacht) zu degenerieren und abzustorben. Gegen eine solche illegitime Ausdehnung des Organismusbegriffs auf die Sprache hatte sich Humboldt bereits 1826 in seinen *Grundzügen des allgemeinen Sprachtypus*¹⁹ scharf verwahrt. Aber auch Bopps ganze Vorstellung von Grammatik und Grammatikalität widerspricht von Grund auf der humboldtschen. „Eine Grammatik in höherem, wissenschaftlichen Sinne soll“, nach Bopp, „eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein. Sie soll . . . naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwicklung . . . vor sich gegangen“²⁰. Eine solche Betrachtungsweise der Sprache hat jedoch weitreichende Konsequenzen, denn sie reduziert die offenkundige Vielfalt der sprachlichen Erscheinungen und der Sprachen selbst auf eine überschaubare und kalkulierbare Anzahl gesetzlicher Relationen. Das bedeutet, wie Bopp sich dann 1835 im 2. Band seiner *Vergleichenden Grammatik* ausgedrückt hat: „Die Verschiedenheiten hören auf, Verschiedenheiten zu sein, sobald die Gesetze erkannt sind, kraft welcher (sich etwas) verändern mußte“²¹. Wenn man aber, mit Humboldt, eine enge Verknüpfung der singularen sprachlichen Verschiedenheiten mit der einer jeden Sprache eigentümlichen Weltansicht annimmt, so kann das von Bopp propagierte Verfahren dem eigentlichen Gegenstand seiner Wissenschaft, der menschlichen Sprache, unmöglich gerecht werden, ja es muß ihn letztlich verfehlen.

Den sich von der Position der Humboldtschen Sprachphilosophie unweigerlich erhebenden Einwänden gegen sein ganzes vergleichendes Unternehmen entzieht sich Bopp in seiner Kawi-Rezension allerdings auf plump-clevere Weise, indem er die ihm Gefahr versprechende „Einleitung“ kurzerhand als klassisches Werk abstempelt und in das Museum der Geschichte verbannt.

¹⁸ Franz Bopp, *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Griechischen, Lateinischen, Litauischen* . . . 1. Band, Berlin 1833, Vorrede, S. iii.

¹⁹ Von Humboldt als Einleitung zu einer Edition von ihm bearbeiteter indianischer Grammatiken vorgesehen. *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1906, S. 364–475.

²⁰ In seiner Besprechung von Jacob Grimms *Deutscher Grammatik* in den *Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* 1827, Sp. 251.

²¹ *Vergleichende Grammatik etc.*, 2. Band, Berlin 1835. Vorrede, S. vi.

Folgerichtig stellt er das Sprachdenken Humboldts dar als eine Art hegelsch abschließender Zusammenfassung der Geschichte der „allgemeinen Sprachkunde“, also der philosophischen Grammatik, für die es in der sie nun ablösenden neuen Sprachwissenschaft nun gar nichts mehr zu tun gibt: „... (D)dem viel umfassenden Geschäft der allgemeinen Sprachkunde“, verkündet gönnerisch Bopp, habe Humboldt „mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und mit Entfaltung des reichsten Sprachstoffes, den je ein Einzelner durchschaut hat, in der „Einleitung“ Genüge geleistet“. Mit anderen Worten, die vergleichende Sprachkunde Bopps kann nun ganz unbekümmert um jegliche philosophische und methodologische Skrupel ungestört zur Tagesordnung übergehen.

III.

In welchem Ausmaß die Kawi-Rezension Bopp als Vorwand für die Propagierung der eigenen Sache gedient hat, zeigt die von ihm am 10. August des gleichen Jahres 1840 in der Berliner Akademie der Wissenschaften verlesene Abhandlung „Über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen“, in der die in der Rezension vorgebrachte These im gleichen Wortlaut und mit Bezugnahme auf Humboldts „geistreiches Werk über die Kawi-Sprache“ im einzelnen weiter ausgesponnen wird.²² Die Einverleibung Humboldts in die neue Indogermanistik schien damit eine ausgemachte Sache, zumal nach der Veröffentlichung der Boppschen Arbeiten in deren Gefolge auch andere Rezensenten des Kawiwerks Bopps These automatisch übernahmen. Doch nun trat das Unerwartete ein: in der Märznummer des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ erschien unter der Rubrik „Asiatischer Archipelagus und Australien“ eine polemische Glosse Buschmanns²³ als Erwiderung auf die einige Nummern zuvor erschienenen Rezension des Kawiwerks durch den Sprachforscher und Geographen J. A. Zeune.²⁴ Doch geht es Buschmann nicht um diese Rezension, sondern darum, wer oder was sie inspiriert hatte, um den Namen Humboldts „vor einem

²² Wiederabgedruckt in: Franz Bopp, Kleine Schriften zur vergleichenden Sprachwissenschaft, Leipzig 1972, S. 235–310. Die Bezugnahme auf Humboldt gleich zu Beginn, S. 235.

²³ Magazin für die Literatur des Auslandes, Band 21, Januar bis Juni 1842, Nr. 26 (März).

²⁴ Dasselbst, Nr. 21 (Januar) 1842.

Mißbrauch“ zu bewahren. Sein wahrer Gegner ist daher Bopp, gegen den er eindeutig klarstellt, daß Humboldt in seinem Kawiwerk überhaupt keinen Zweifel an der Selbständigkeit des Malayischen Sprachstammes gehegt habe, ja daß sein zentrales Anliegen eben die Erbringung des Beweises dieser Selbständigkeit gewesen sei. Und diesen Beweis habe Humboldt darin zur Genüge geleistet. Dagegen verstößt Bopps Vorgehen für Buschmann gegen alle Prinzipien und Erkenntnisse der Humboldtschen Sprachwissenschaft, und ist zudem rein empirisch gesehen unhaltbar. Die von ihm als Beweis einer angeblichen Sanskritabhängigkeit der malayischen Sprachen angeführten Wörter sind nur „ein todter, äusserlicher Stoff, gleich der Fluth Arabischer Wörter im Persischen; und Wilhelm von Humboldt hat mit der ganzen Schärfe seiner Kritik dieses dargetan“. Dabei verweist Buschmann seinen Kontrahenten noch flugs auf entsprechende Stellen des Kawiwerks (Band 2, S. 48–62). Was er von dem Vorgehen des Herrn Ordinarius Bopp an der Berliner Universität hält, sagt er unverblümt:

„Herr Prof. Bopp, der in dem Werke des Dahingegangenen Alles umstößt, was seinen Zwecken entgegen ist, zieht von diesen Wörtern so viele zu seiner ursprünglichen Sanskrit-Verwandtschaft hinzu, als er jedesmal gebrauchen kann“.

Die von Bopp ingeniös fabrizierten sprachlichen Analogien beweisen für Buschmann gar nichts. „Solche Analogien müssen sich zufällig, bis zur Täuschung ähnlich, zwischen jeden zwei Sprachen der Welt finden; die Arithmetik kann dies leicht beweisen“. Die oceanische Welt stellt entgegen Bopps Meinung einen „eigenthümlichen Sprachtypus“, dar und besitzt einen „selbständigen Organismus“. Sanskritähnlichkeiten im Bau ihrer Sprachen lassen sich „ohne Gewaltthätigkeit und Künstlerei“, wie Bopp sie praktiziere, nicht nachweisen. Erstaunlich, wie Bopp die „allgemeine Verwandtschaft zwischen den malayischen Sprachen und dem Sanskrit“ jetzt „schon einige Wochen nach dem Erscheinen des Humboldtschen Werkes entdeckt“ habe. Um der durch Bopp und seine vergleichende Methode nicht nur Humboldt, sondern den Sprachen selbst angetane Willkür und Gewalt entgegenzutreten, kündigt er die Herausgabe einer eigenen Schrift zum Thema Selbständigkeit der Sprachen an. Über Herkunft und Legitimation seiner Anschauungen hält Buschmann keineswegs zurück: Verpflichtet fühlte er seinem „Lehrer Böckh“, also der klassischen hermeneutischen Tradition, und dem „Vorbild Wilhelm von Humboldts“. So sieht er sich außerstande „die Eigenthümlichkeit der Sprachen und

die wichtigen Resultate, welche die Wissenschaft von der . . . Erforschung ihres individuellen Charakters erwartet, einer Alles nivellierenden Sanskrit-Liebhaberei aufzuopfern“.

Daß er mit seiner Polemik keineswegs den Anhängern und Praktikanten einer bloßen Sanskrit-Liebhaberei mutig den Kampf angesagt, sondern die Macht und das Prestige einer institutionalisierten Wissenschaft in Gestalt eines ihrer angesehensten Vertreter herausgefordert hatte, mußte Buschmann zu diesem Zeitpunkt bereits klar gewesen sein. Er ließ es daher nicht mit dieser Publikation bewenden, sondern verfaßte einen zweiteiligen Bericht an die Berliner Geographische Gesellschaft, in der er seine Kritik an Bopp noch einmal ausführlich und in aller Schärfe niederlegte, und der dort allem Anschein nach bei offizieller Gelegenheit verlesen wurde. In Buschmanns Nachlaß hat sich das Manuskript des 1. Teils dieses Berichtes erhalten.²⁵ Er referiert dort in knapper Weise über Absicht und Ausführung des Humboldtschen Kawiwerks, erinnert den Leser daran, daß der Titel der Einleitung gebrauchte Ausdruck „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“ „wohl zu beachten“ sei und bringt dann in Verteidigung Humboldts seine Argumente gegen Bopp genau auf den Punkt: „Herr Prof. Bopp scheint in dem grammatischen Systeme des malayische Sprachstammes keine Ähnlichkeit mit dem der Sanskritsprachen gefunden zu haben; und dafür muß man ihm danken. Er nimmt nun aber an, daß sie die Sanskrit-Grammatik abgelegt haben. Ich stelle diesem Satze eine Überzeugung unseres Jahrhunderts gegenüber. Die Wortvergleiche zwischen Sprachen zur Begründung ihrer Abkunft und ihrer Verwandtschaft mit andern ist bei Mischsprachen ein höchst trügerisches Mittel . . . Nur der grammatische Typus und die grammatisch bedeutsamen Laute sind der Prüfstein; sie sind das, was eine Sprache nie ganz einbüßt, sie sind ihre Seele und für die Sprachvergleiche der einzige feste Punkt.“

Bei seiner Wortvergleiche habe Bopp die Grammatik, welche die „oceanischen Sprachen factisch besitzen“ ignoriert, „er sagt nicht, daß eine solche existiert, noch woher sie, nach Abwerfung der sanskritischen, sie genommen haben“. Diese von Bopp ignorierte Grammatik des malayischen Stammes, „welche eine Längsstrecke von beinahe zwei Dritteln des Umfangs der Erde einnimmt, hat Wilhelm von Humboldt in den genauesten Einzel-

²⁵ Nachlaß Buschmann, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Kasten Nr. 7.

heiten dargestellt, und sie bildet den Hauptgegenstand und die Grundlage seines Werkes“.

IV.

Bopps Entgegnung auf diesen „feindlichen Angriff“, wie er sich ausdrückt, ließ nicht lange auf sich warten. Von bevorzugter Höhenstellung deckte er den Gegner mit einem rücksichtslosen Bombardement aller ihm zu Gebote stehenden Feuerkraft dergestalt ein, daß nach einer solchen Operation Overkill der Outsider Buschmann samt der Humboldtschen Sprachwissenschaft von nun an gänzlich aus den Augen der Öffentlichkeit verschwand. Im zweiten Band der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* von 1842 übernahm Bopp selbst, anstelle eines sonst üblichen neutralen Rezensenten, die Besprechung seiner Akademieabhandlung von 1840 „Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen“²⁶. Die Gefahr, die der „vergleichenden Sprachkunde“ von Seiten Buschmanns, d. h. in Wahrheit durch die Humboldtsche Sprachwissenschaft, seiner Meinung nach drohte, erheischte solch außergewöhnlichen Schritt. „Wäre die vergleichende Sprachkunde eine schon ältere und verbreitetere Wissenschaft, als sie es jetzt ist“, versichert er seinen Lesern, hätte er sich nicht „von wichtigen Arbeiten“ abgewendet und zu solchem Schritt entschlossen.

Die Boppsche Erledigung Buschmanns bedient sich im Wesentlichen vier Argumente, von denen die ehrabschneidenden und beleidigenden der Marke *ad hominem* an erster Stelle stehen. Buschmann müsse in einem weniger aufgeregten Geisteszustande zugeben, daß „der größte Theil“ seiner Kritik „unwahr, unrichtig oder unschicklich“ sei. Im übrigen sei er ein „Mann von maßloser Eitelkeit, von grenzenloser Einbildung“, dem wissenschaftliche Kritik im Gegensatz zu einem „in der Wissenschaft ergrauten Veteranen“ überhaupt nicht zustehe. Seine Argumente reduzierten sich auf „hohle Phrasen“, und „oberflächliches selbstsüchtiges Gerede“. Zum zweiten beschuldigt Bopp Buschmann, es fehle ihm an der nötigen Expertise in der sankritischen sprachvergleichenden Methode, er sei „schlecht in der vergleichenden Grammatik beschlagen“, sonst würde ihm zum Beweis „der Vokal u nicht soviel zu schaffen gemacht haben“. Er rät daher Buschmann „ehe er zu

²⁶ *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*, Jg. 1842, 1. Band, Sp. 438–451.

seiner Gegenschrift schreitet“, sich die vergleichende indogermanische Lautlehre „zu eigen“ zu machen. Zum dritten bestreitet Bopp der Buschmannschen Humboldt-Interpretation die nötige Legitimation. Buschmann stehe nämlich nicht auf dem „Boden der Wissenschaft“, d. h. der Boppschen Indogermanistik, und beherrsche diese nicht. Vom Boden dieser Wissenschaft aus ergibt sich für Bopp zwangsläufig die einzig korrekte Lesart des Humboldtschen Kawiwerkes. „Es klingt höchst sonderbar“, so faßt Bopp seine Argumente zusammen, „wenn er [d. i. Buschmann] unter der Maske eines in der That sehr überflüssigen Verteidigers Wilhelm von Humboldts seinen überall klar durchleuchtenden Egoismus verbergend, von Wilhelm von Humboldt sagt, er habe diese Verwandtschaft [der austronesischen Sprachgruppe mit dem Sanskrit] nicht gesehen“.

Nach solch flächendeckendem verbalen Bombardement fühlt sich Bopp psychologisch neu gestärkt und überlegen, seine in der Kawi-Rezension vorgetragenen Thesen dem Gegner noch einmal unvergeßlich in das Fell zu brennen. Offensichtlich habe Buschmann ihn da völlig mißverstanden, denn er billige den ozeanischen Völkern ja durchaus eine, wenn auch bloß bruchstückhafte, Grammatik zu: „Nur vergleiche ich diese Grammatik mit einem Gewand und lasse die Sprachen auf den Südseeinseln nackt herumlaufen“²⁷. Einige Jahrzehnte später werden dann im Südpazifik die in dem Schutzgebiet des Bismarck-Archipels lebenden grammatischen Nackedeis die Gelegenheit haben, ihre Blöße mit den Kattunkleidern der abendländischen Fertigwarenindustrie zu bedecken, und den ihnen in der legitimen Schwesternsprache der Mutter Sanskrit erteilten Befehlen gelehrig Folge zu leisten, um so doch noch zu einer Art verspäteter Heimkehr in den rettenden sprachmütterlichen „Urbau“ zu gelangen. – „Wohin gehen wir denn? Immer nach Hause“. Hier in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern.

V.

Von nun ab wird sich das Geschick von Humboldts Sprachwissenschaft und des mit ihr verbundenen sprachwissenschaftlichen Nachlasses unter Ausschluß der Öffentlichkeit und fern der offiziellen Betriebsamkeit von Wissenschaft und Kultur abspielen.

²⁷ Jahrbücher, Jg. 1842, 1. Band, Sp. 445.

Doch was hier eigentlich geschah, läßt sich mit Hilfe in deutschen und polnischen Archiven lagernden Quellenmaterials ziemlich deutlich nachkonstruieren. Was die Edierung und Drucklegung des Kawiwerks angeht, so waren schon zu Wilhelm von Humboldts Lebzeiten, im Einvernehmen mit seinem Bruder Alexander, die nötigen Arrangements getroffen worden. Buschmann sollte die endgültige Anordnung und Gestaltung der zu veröffentlichenden Manuskripte übernehmen, eine Aufgabe, die er in den Jahren von 1835 bis 1839 erledigte. Es bestand aber eine gleichzeitige Abmachung mit Alexander von Humboldt (den Wünschen des Bruders gemäß), daß Buschmann nach dem Erscheinen des Kawiwerks auch andere wichtige Arbeiten Wilhelms edieren sollte. Das Testament Wilhelms hatte stipuliert, daß nach seinem Tode der gesamte sprachwissenschaftliche Nachlaß, bestehend aus umfangreichen Arbeitsmaterialien, Studien und Manuskripten aller Art, inklusive seinen überaus umfangreichen linguistischen Sammlungen, der Königlichen Bibliothek in Berlin vollständig vermacht und der Forschung zur Verfügung gestellt würden. Diesem testamentarischen Wunsch wurde zwar im Prinzip entsprochen, doch behielt Buschmann, im Einvernehmen mit Alexander, einen großen Teil der Humboldtschen Handschriften zurück, aus denen er seine Edition zu bestreiten gedachte. Außerdem war Buschmann der restliche linguistische Nachlaß Humboldts stets vollständig zugänglich; nicht zuletzt, weil er, auf Grund einer offiziellen Demarche von Wilhelm seit 1833 an der Königlichen Bibliothek angestellt, dort nach dessen Tod auch offiziell mit der Archivierung eben dieses Nachlasses betraut wurde, eine Aufgabe, die ihn auf Jahre hindurch beschäftigt hat.

Nach Fertigstellung des Kawiwerks machte sich Buschmann an die Herausgabe von Humboldts Arbeiten zu den Indianersprachen von Nord-, Mittel- und Südamerika. Zahlreiche in seinem Nachlaß befindliche Handschriften Humboldts befinden sich dort noch in der Anordnung, die ihnen zum Zwecke dieser Edition gegeben wurden. Sie weisen überdies Zusätze, Ergänzungen und Abänderungen in der Hand des Herausgebers auf. Offenbar hatte Buschmann im Spätsommer 1839 mit dem Berliner Verleger Alexander Duncker bereits konkrete Verhandlungen über diese Publikation geführt, die bis zur Erstellung eines Probesatzes gelangten. Diese geplante Edition von Humboldts amerikanischen Arbeiten läßt sich aus dem Buschmannschen Nachlaß noch einigermaßen genau rekonstruieren. Sie sollte, nach dem Vorbild des Kawiwerks, einen allgemein einleitenden und theoretischen Teil enthalten, den

Buschmann aus verschiedenen Manuskripten Humboldts zusammenstellte, unter Einschluß einer bisher unbekannten kulturanthropologischen Studie über vorkolumbianische amerikanische „Altertümer“. Der zweite Teil sollte aus einer Anzahl von Humboldt ausgearbeiteter Grammatiken und grammatischer Studien zu diesen Sprachen bestritten werden. Darunter befanden sich eine Nahuatl- (mexikanische), eine Massachusetts-, eine Onondago- und eine Quitschua-Grammatik. Sie haben sich sämtlich in einem von Buschmann hergestellten druckfertigen Zustand erhalten. Wie sicher er mit dem Erscheinen dieser linguistischen Arbeiten Humboldts gerechnet hatte, geht aus einer biographischen Notiz des Nachlasses von Anfang 1841 hervor, in der Buschmann sich als Herausgeber von Humboldts mexikanischer Grammatik tituliert. Das Erscheinen von Humboldts amerikanischen Arbeiten wurde von den Vertretern der nordamerikanischen Linguistik, Duponceau und Pickering, die mit ihm einen substantiellen Briefwechsel unterhalten hatten, mit Ungeduld erwartet. Der unerwartete Schock, den die Rezeption des Kawiwerks durch die Repräsentanten der institutionellen Sprachwissenschaft bei Buschmann auslöste, und seine bittere Kontroverse mit Bopp waren dafür verantwortlich, daß Buschmann sein Publikationsvorhaben zunächst abbrach, um auf die neue Lage angemessen reagieren zu können. Neben der Kampfansage in dem *Magazin für die Literatur des Auslands* und den Berichten für die Berliner Geographische Gesellschaft, verfaßte er eine Anzahl ausführlicher Schreiben an führende Linguisten des In- und Auslands, in der er Humboldts Kawiwerk gegen die gewaltsame Boppsche Umdeutung verteidigte. Dazu veröffentlichte er 1843 in französischer Sprache eine beachtliche Studie zum Tahitischen und der Sprache der Marquesas-Inseln, die ausdrücklich an Humboldts bahnbrechende Arbeiten zur Erschließung der austronesischen Sprachgruppe anknüpft und die ihm noch einmal die Gelegenheit bot, die Hauptthese des Kawiwerks klar herauszustellen. Im Anhang dieses allein von der Materialerschließung keinesfalls aperçuhaften, aufschlußreichen *Aperçu de la language des Iles Marquises et de la langue Taïtienne* brachte er zudem ein bisher unveröffentlichtes Wortverzeichnis Humboldts zum Tahitischen zum Abdruck.²⁸

²⁸ Nachlaß Buschmann (siehe Nr. 25), Kasten 7. *Aperçu de la language des Iles Marquises et de la langue Taïtienne, précédé d'une introduction sur l'histoire et la géographie de l'Archipel des Marquises, par J. Ch. Éd. Buschmann, professeur, employé à la Bibliothèque Royale de Berlin. Accompagné d'un vocabulaire inédit*

Doch die Hauptarbeit ging in die angekündigte Schrift über die Selbständigkeit der Sprachen, die Buschmann bis etwa 1850 beschäftigte. Im Nachlaß befinden sich zahlreiche Einzelstudien und Materialsammlungen zu fast allen damals zugängigen Sprachen der Welt. Zu einer Veröffentlichung kam es jedoch nicht, obwohl die Einleitung zu dem geplanten Opus, eine eigenständige und abgeschlossene Arbeit, bereits druckfertig vorlag. Sie trägt den Titel:

**Die Selbständigkeit der Sprachen,
und des malayischen Sprachstammes
insbesondere der Sanskrit-Vergleichung
entgegengestellt von Joh. Carl Eduard Buschmann
Berlin – 1847²⁹**

Warum die Veröffentlichung unterblieb, ist ungewiß, dürfte aber ein Resultat der ausbleibenden verlegerischen Unterstützung für den Outsider Buschmann sein. Buschmann entwickelt darin seine Argumentation mittels einer überaus kenntnis- und faktenreichen Untersuchung der Geschichte der modernen Sprachwissenschaft seit dem Beginn des 18. Jahrhundert, die von ihm als eine Geschichte der Sanskritforschung gesehen wird, zu der auch Humboldt einen wesentlichen Beitrag geleistet hat, den Buschmann im einzelnen würdigt. Doch geht es ihm dabei nicht um eine pietätvolle Verteidigung Humboldts gegen seine falsches Lob spendenden Verächter, sondern um die fundamentale Kritik an Bopp und der ganzen durch ihn repräsentierten Richtung. Diese Kritik wuchs, wenn auch nicht aus dem philosophischen Geist, so doch aus einer Familiarität mit der paradigmatischen Praxis der Humboldtschen Sprachwissenschaft hervor. So wenig Buschmann, der als Angestellter der Berliner Königlichen Bibliothek hart für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten hatte³⁰, allein und auf sich gestellt die Humboldtsche Sprachwissenschaft weiterführen oder ihr zu einem institutionalisierten und gesicherten Weiterleben verhelfen vermochte, so war er doch in der Lage auf Grund seines praktischen Mitwirkens an Humboldts Projekt, dessen Prinzipien und prakti-

de la langue Taïtienne par le Baron Guillaume de Humboldt, Berlin 1843. Zu Humboldt siehe insbesondere S. 35–40. Ein dem Linguisten Eugène Burnouf in Paris handschriftlich gewidmetes Exemplar des Werks hat sich in der Bibliothek der Yale University in New Haven, Connecticut, in den USA erhalten.

²⁹ Nachlass Buschmann, Kasten Nr. 2.3. Michael Irmscher, Stanford University, bereitet eine Edition dieser Schrift vor.

³⁰ Als Bibliothekar der Königlichen Bibliothek mit der Bearbeitung des Hauptkataloges betraut, hat Buschmann während seiner Tätigkeit an die 150 000 Bände katalogisiert.

sche Einsichten klar zu artikulieren und mit den Ansprüchen der dominierenden anti-strukturalen historischen Indogermanistik zu konfrontieren. Seine Argumente besitzen in der heutigen post-Saussureschen Epoche der Sprach- und Kulturwissenschaften eine unerwartete Brisanz. Es geht ihm vor allem darum, „diejenigen Sprachfamilien, welchen Selbständigkeit gebührt“ sowie die zum „sanskritischen Stamme zu rechnenden Sprachen“ in ihrer „Individualität“ vor dem imperialen Anspruch der „Sanskritvergleichung“, der sie zu bloßen „Elementen“ einer Vergleichstechnik reduziert, zu schützen.

So will er vor allem der Verführung durch die scheinbare Allmacht der von der Indogermanistik praktizierten vergleichenden Methode entgegenwirken. Das heißt, „die Gewalt der Mittel in denen sich . . . die Sanskritforschung . . . auf ihren Weg gesetzt hat und über die sie unbesorgt verfügt“, müsse bloßgestellt werden. Die ganze Dringlichkeit seines Anliegens, dieser bedrohlichen Macht der neuen vergleichenden Sprachwissenschaft den Weg zu versperren, spricht sich in Formulierungen wie dieser aus:

„Wenn der critische Leser sich überzeugt, daß diese Mittel allumfassend sind, daß keine Sprache ihnen widerstehen kann, sobald sie auf sie angewandt werden, und daß es nur in der Willkür des Handelnden liegt den verwandtschaftlichen Zusammenhang jeder zwei Sprachen oder Sprachexemplare durch sie zu erzwingen, so hat er eine Ansicht von der vorhandenen Gefahr erhalten“. Buschmanns Polemik und seine detaillierte Kritik an der etymologischen Verfahrensweise Bopps und seiner Schule basierten auf einer der Grundeinsichten der Humboldtschen Sprachwissenschaft, der die historische indogermanische Sprachkunde nicht hat folgen können oder wollen: Sprachen lassen sich nicht mit Hilfe isolierter, verschiedenen geschichtlichen Sprachzuständen wirklich entnommenen Elementen, vergleichen. Ein solches Verfahren ist weder historisch gerechtfertigt, noch trägt es dem eigentümlichen Charakter einer Sprache Rechnung. „Alle Idioma der Welt“, so formuliert es Buschmann treffend, sind uns „nur in einer bestimmten Niedersetzung“ zugänglich. Und: „Ihr Zustand ist die Summe aller aus den verschiedensten Verbindungen und Trennungen hervorgegangenen, in den mannigfaltigsten Mischungen veränderten Elemente“. Und schließlich: „... jede Sprache ist eine eigene Welt und schließt im stetigen Augenblick eine andere aus“.

Seine emphatische Warnung vor dem imperialistischen Gebaren der Indogermanistik war nicht das einzige Anliegen, das Busch-

mann mit seiner Schrift verfolgte. Ebenso dringlich war es ihm, einer angemessenen Rezeption von Humboldts amerikanischen Arbeiten in Deutschland den Boden zu bereiten, um ähnliche Vorkommnisse abzublocken, welche der „Herausgabe des Werkes über die Kawi-Sprache und dem malayischen Sprachstamm unmittelbar gefolgt sind“. Daher beabsichtige er, seine Schrift vor allem an das „große philologische Publikum“ und nicht an die schmale Zunft der indogermanistischen Sprachwissenschaftler zu richten. Diese Zunft aber besaß, wie es allzubald offenbar wurde, das Machtmonopol über die verlegerischen Mittel der Wissensdissemination. Dies war es denn auch, was seiner Stimme letztlich das Gehör verweigerte. Die Sprachwissenschaft Humboldts, von jetzt ab ganz auf Gedeih und Verderb mit dem Geschick Buschmanns verquickt, rückte damit zusehends aus dem Horizont der Zeitgenossen in das historische Abseits. Buschmann verdankte seine Position, und nicht bloß an der Bibliothek, den Brüdern Humboldt. Doch die beiden Brüder besaßen selber keine institutionell abgesicherte Stellung an den maßgebenden Produktionsstätten der deutschen Wissenschaft, der Universität. Der Humboldtsche Einfluß reichte gerade noch aus, Buschmann die Lebensstellung als Custos und Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin zu verschaffen. Aber eben nicht, seine, die Humboldtsche Sprachforschung tradierenden und fortsetzenden Bemühungen, in den institutionell verankerten und sanktionierten Wissenschaftsbetriebs einzubringen. Die Gegner der Humboldtschen Sprachwissenschaft waren jene Ordinarien, die ihre Machtbefugnisse aus der von Humboldt selbst zuvor (1809–1810) neubegründeten Universität ableiteten. Die unveröffentlichte Schrift Buschmanns aber zeigt, mit welchen Argumenten die humboldtsche Sprachwissenschaft sich in der Öffentlichkeit hätte durchzusetzen versucht und sich ohne Zweifel durchgesetzt hätte, wären seine Verfechter eben Lehrstuhlinhaber und damit Produzenten der offiziell tradierungswürdigen Linguistik gewesen, und nicht ein auf sich gestellter unterbezahlter Kustos an der Berliner Bibliothek.

Als Buschmann einige Jahrzehnte später in den sechziger Jahren noch einmal den Versuch unternahm, einige der amerikanischen Grammatiken Humboldts zu publizieren, fand er sich unversehens im Mittelpunkt eines vehementen, den Namen Humboldt involvierenden, öffentlichen Skandals erster Größenordnung, der alle bis dahin noch gehegten Pläne zu einer Herausgabe von Arbeiten aus dem Humboldtschen Nachlaß zuschanden machte. Buschmann hatte sich nach dem Tode Wilhelms unter anderem auch um

die Herausgabe der Schriften von Moses Mendelssohn gekümmert und dann Alexander von Humboldt bei der Redaktion und Drucklegung seiner letzten beiden großen Werke, den *Ansichten der Natur* und des *Kosmos*, tatkräftig unterstützt. Nach dem Ableben Alexanders führte er die Edition des *Kosmos* zuende, wie er es zuvor mit Wilhelms Kawiwerk getan hatte. Als dann die preußische Regierung die Geldmittel zum öffentlichen Erwerb des wissenschaftlichen Nachlasses, inklusive Alexanders weltberühmter, einzigartiger wissenschaftlichen Bibliothek, verweigerte, wurden deren Bestände bekanntlich zur Versteigerung durch das Haus Sotheby nach London verschifft, wo sie dann bei einem Großfeuer des Lagerhauses der Firma einen Tag vor der Auktion vollständig verbrannten.³¹ Kurzerhand übersandte Buschmann daraufhin das in seinem Besitz befindliche Druckmanuskript des Humboldtschen *Kosmos*, um es vor dem „Verschachern“ zu bewahren, im Jahre 1866 dem französischen Kaiser Napoleon III. als Geschenk, der es der Bibliotheque Nationale in Paris übergab. Dort steht es seitdem der Forschung zur Verfügung. Über Buschmann brach indes die deutsche Hölle los, und er wurde zur Zielscheibe wüster Anfeindungen der gesamten nationalen Presse bis hinunter zum *Kladderadatsch*. Dieses „satirische“ Organ ließ sich die Gelegenheit zu einer Tirade übler kolonialistischer und rassistischer Peinlichkeiten nicht entgehen. Unter etlichen Beiträgen zum Thema Buschmann findet sich einer, betitelt „Der Buschmann. Eine anthropologische Studie“. Dort steht, mit entsprechenden Cartoons angereichert, folgendes:

„Der Buschmann ist ein Geistesverwandter des Hottentotten und des Kaffern. Obgleich häßlich anzusehen, ist er doch über die Maßen faul, und das Einzige, was er verdient, sind Prügel.“³² Oh, der deutsche Humor! Eine späte Rache an der Zunft und den

³¹ The Humboldt Library. A Catalogue of the Library of Alexander von Humboldt. With a Bibliographical Memoir by Henry Stevens. London, 1863. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck des Versteigerungskataloges, Leipzig 1967. Dazu auch Peter Schönwald, Das Schicksal des Nachlasses Alexander von Humboldts, Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 1969 S. 101–148.

³² *Kladderadatsch*, Berlin, 4. M'ry 1866, XIV Jg., Nr. 10, S. 38. An anderer Stelle ein Cartoon mit einem komisch-ekelhaften Kriecher, der, in der Hand ein Buch, Buschmanns *Kosmos*, haltend und vor einem karnevalistisch gekleideten Potentaten knieend, der ihm den Fuß auf den Rücken stellt. Dazu ein Text: „Der bisher fälschlich für einen Zulukaffer gehaltene Buschmann wird bei seiner Zufußbelegung in Mexiko als einzig lebender Azteke erkannt“. Ähnlich rassistisch anrühende Ausfälle gegen Buschmann auch in: *Wespen*. Satirisch-Humoristisches Stichblatt, Hamburg, 10. März 1866, Nr. 10.

Zeitgenossen hat sich Buschmann allerdings einige Jahre später, kurz vor seinem Tode noch gegönnt, als er in der Berliner Akademie unter seinem Namen eine Abhandlung über die karibische Betoï-Sprache vortrug, die er wortwörtlich, bis auf eine der Gelegenheit angepaßte kurze Einleitung, aus einem Manuskript des allenthalben verkannten Humboldt verlas. Über die Reaktion des Publikums ist nichts bekannt.³³ Als Buschmann 1880 starb, waren seine Vorgesetzten an der Königlichen Bibliothek weise genug, seinen wissenschaftlichen Nachlaß zu erwerben. Darin befanden sich auch die Manuskripte, aus denen Steinthal nur wenige Jahre später seine Ausgabe der *Sprachphilosophischen Werke* Wilhelm von Humboldts bestreiten konnte. Die Sprachwissenschaft Humboldts aber blieb weiterhin in der Vergessenheit, und seine linguistischen Arbeiten und Sammlungen wurden von dem Herausgeber der 1903 einsetzenden Akademieausgabe der *Gesammelten Schriften*, Albert Leitzmann, als unbequemes Erbe mit einem großzügigen Schulterzucken auf Seite gelegt.³⁴

VII.

Als Steinthal seine bittere Feststellung von der Wirkungslosigkeit der Humboldtschen Sprachwissenschaft machte, erregte er damit den Widerspruch des inzwischen zu einem Hauptvertreter der Indogermanistik aufgerückten August Pott. Dieser machte sich denn auch in seiner Neuedition der Humboldtschen *Einleitung in die Kawi Sprache* anheischig, gegen Steinthal eine Einwirkung Humboldts auf die indogermanistische vergleichende Sprachwissenschaft in einer eigenen, dem Humboldtschen Text, wenn schon nicht an Substanz, so wenigstens an Länge rivalisierenden „Einleitung“ darzutun.³⁵ Sicherlich ist es keine Überraschung für den

³³ Nachlaß Buschmanns (siehe Anmk. 25), Coll. ling. fol. 145, Mappe 2.

³⁴ 17 Bände, Berlin 1903–1936. Die Texte zur Sprache finden sich in den Bänden 3–7.

³⁵ Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, mit erläuternden Anmerkungen und Excursen, sowie als Einleitung: Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft. Herausgegeben von A. F. Pott. Berlin, 1880, 2 Bände. Fotomechanischer Nachdruck: Hildesheim, New York. 1974. – Potts Einleitung zum humboldtschen Text (422 Seiten) beträgt 537 Seiten, hinzu kommen noch die „Nachträge“ Potts von 120 Seiten. Trotz dieses chaotisch wildwucherndem philologischen Aufwands ist es Pott scheinbar entgangen, daß der von ihm abge-

heutigen Leser, wenn das verbose Unternehmen Potts auf eine bloße Fortsetzung der in der Rezension von 1837 begonnenen Auflösung und gewaltsamen Einverleibung Humboldts in die vergleichende etymologische Sprachwissenschaft hinausläuft. Dabei dient ihm der eingeleitete Text, nämlich Humboldts Einleitung, als Legitimation dieser Operation. Die Humboldtsche Einleitung selbst wird demgemäß (wie zuvor bei Bopp) als finalisierende Ausleitung aus der Tradition der allgemeinen Grammatik und der Sprachphilosophie überhaupt dargestellt, um den Leser abschließend frohgemut in die Gefilde der zeitgenössischen indogermanistischen Sprachforschung entlassen zu können. Wie diese etymologische Einverleibung Humboldts genau funktioniert, braucht hier nicht aufgezeigt werden. Wie zuvor bei Bopp, zerfließt auch für Pott der Gegenstand Sprache unter der Hand in eine Vielzahl sprachlicher Phänomene, die er mittels etymologischen Sprachvergleichs dingfest zu machen sucht, eines Verfahrens übrigens, das uns vollends in die Klassifikations-Systematik aufklärerischer Sprachwissenschaft zurückfallen ließe, wenn sich sein profuser Autor nicht unter Aufbietung gängiger naturwissenschaftlicher Metaphern gleichzeitig auf eine vorgeblich „genetische“ Anordnung der ausgesonderten sprachlichen Phänomene zu stützen versuchte. Wie aber diese angebliche Legitimation der Humboldtschen Sprachwissenschaft in Wahrheit deren totale Verdrängung besiegelte, zeigt sich nirgends deutlicher, als in Potts Verteidigung Humboldts gegenüber Bopps These von der Sanskritabstammung der austronesischen Sprachgruppe. Bopps These erscheint ihm gegenüber den detaillierten Darlegungen Humboldts im Kawiwerk zwar unhaltbar. Erstaunlicherweise begründet er aber seine Ablehnung der Boppschen These nicht mit linguistischen Argumenten, wie etwa Humboldt sprachliche Verschiedenheit aus der Verschiedenheit des grammatischen Baus abgeleitet hatte. Für ihn geht statt dessen die Verschiedenheit der Sprachen unmittelbar aus einer Verschiedenheit der Rassen hervor. Bopps Verfehlung bestand eben darin, „die tiefe Kluft, welche zwischen Malayen und Kaukasiern, als schwer vereinbaren Menschen-Rassen, unüberbrückt besteht“ nicht bemerkt zu haben. So wird die Humboldtsche sprachliche Verschiedenheit von Pott letztlich in den Dienst einer radikal antihumboldtschen Ideologie rassistischer Ungleichheit gestellt. Ob er sich dabei der Konsequenzen seiner Argumentation

druckte Text die eigentliche Einleitung des Kawiwerks darstellt, die er fälschlich mit dem Titel der unterschiedlichen Separatausgabe von 1836 versehen hat.

voll bewußt war, ist eine andere Frage. In seiner über zwei Jahrzehnte zuvor im Jahr 1856 veröffentlichten Schrift: *Die Ungleichheit menschlicher Rassen, mit einem Überblick über die Sprachverhältnisse der Völker*, die eine diffuse Bestandaufnahme der zeitgenössischen Debatte zum Thema Rasse in der Form einer formlos weitläufigen Kritik an Gobineaus gleichnamigen Werk liefert, hatte er eine ambivalente Position bezogen. Zwar wird als Motto Humboldts Ansicht zitiert „die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verwandten Stamm, ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln“. Zwar wird Gobineaus Lehre von der zu bewahrenden Reinheit der Rassen, um der Entartung der Menschheit, vor allem der europäischen, vorzubeugen, von Pott als wissenschaftlich unhaltbar abgewiesen. Doch zitiert er dabei seitenlang meist zustimmend aus einer Schrift des französischen Anthropologen Serre, der an die Stelle der brutalen Unterdrückung und Ausmerzungen der nicht europäischen Rassen das Prinzip der Rassenmischung setzt. Am Ende des zivilisatorischen Prozesses steht das Aufgehen, die endgültige Absorbierung aller Rassen der Erde in das Kaukasertum als teleologisch sanktionierter Superrasse. „Die Physiologie lehrt uns, daß es keine bedeutungslosen Rassen gibt, weil alle in die unsrige überzugehen bestimmt sind“. Und schließlich: „Der Letztgeborene vielleicht unter seinem Geschlechte, der Weiße, der adamitische Mensch, soll alle Menschenvariationen auf seinen Typus zurückführen“³⁶.

³⁶ A. F. Pott, *Die Ungleichheit menschlicher Rassen*, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen Gobineaus gleichnamigen Werke. Mit einem Überblick über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch. Lemgo u. Dortmund, 1856, S. 31–33. In ihrer wegweisenden Studie Sprachwissenschaft und Rassen, Ideologie in Deutschland, 2. verbesserte Auflage, München 1989, läßt Ruth Römer Pott in einem vorteilhaften Licht und gar als Gegner der Rassenideologie auftreten. Ich kann dem nicht zustimmen, da mir die Position Potts nicht nur diffus, sondern in punkto Rassenfrage höchst ambivalent erscheint. Seine späteren Aussagen bestätigen diese Ansicht. Humboldt, der sich in einer seiner Schriften ausführlich mit dem Problem Sprache, Rasse und Nation auseinandergesetzt hat, war dabei zu Ergebnissen gekommen, die sich wie eine klare Widerlegung rassistischer Sprachtheorien avant la lettre lesen: „Wie verschieden der Mensch in Größe, Frage, Körperbildung und Gesichtszügen seyn möge, so sind seine geistigen Anlagen dieselben. Die entgegengesetzte Behauptung ist durch vielfältige Erfahrung widerlegt, und wohl nie aus unpartheiischer Überzeugung, sondern nur bei Gelegenheit des Negerhandels, aus schnöder Gewinnsucht oder lächerlichem Farbenstolze gemacht worden. Die Sprache aber geht ganz aus der

Gleich dem einzigartigen Objekt Sprache aber zerrann den indogermanistischen Sprachforschern auch das sprachwissenschaftliche Werk Humboldts in lauter beliebige Einzelheiten und Versatzstücke, deren man sich bei Bedarf bedienen oder entledigen konnte. Wie bewußtseinsmäßig fern ihnen dabei dessen wirkliche Sprachwissenschaft gerückt war, zeigt sich zuletzt darin, daß im Gegensatz zu dem von Pott angefeindeten Steinthal und aller inbrünstig abgelegter Bekenntnisse zur Empirie zum Trotz, keiner von ihnen jemals die Neugier oder das Verlangen verspürt hat, des gefeierten Gründervaters sprachwissenschaftlichen Nachlaß in Augenschein zu nehmen. Hätte dieser, statt seiner endgültigen Ablagerung auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin, auf Palau, Oahu, Kapingamarangi oder irgend einer anderen Südseeinsel sein Grab gefunden, so hätte das wohl kaum einen Unterschied gemacht.

geistigen Natur des Menschen hervor. – Man denkt es sich freilich anders, und begreift unter Race verschiedene, aber näher miteinander verwandte Nationen zusammen, die man sich als von einem Stamm herkommend ansieht. Allein diese Verwandtschaftsgrade am körperlichen Habitus mit irgendeiner Sicherheit zu unterscheiden, dürfte wohl immer ein vergebliches Bemühen bleiben, und da das Menschengeschlecht doch ein Ganzes ausmacht, müssen auch die Racen wieder miteinander verwandt seyn“. Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827–29). Gesammelte Schriften Bd. VI., S. 197 u. 200.